

Zeitschrift: Der Teutsche Bernerische Spectateur : [Bernisches Freytags-Blättlein]
Band: - (1734)

Artikel: Nachtheiligkeit des Geistes
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-287582>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Bernisches

Frentags-Blättlein.

Nachtheiligkeit des Geistes.

S Menschen sind in vielem Kinder, am meisten aber darinn, daß sie nach Gütern sehnen, in deren Besitze keine Glückseligkeit, in deren Verlangen ein gewisses Unvergnügen ihnen bevor steht. Der Seele, dem Leib, denen äußerlichen Umständen, haben sie gewisse Vollkommenheiten angedichtet, mit deren Erhaltung sie ihre Seligkeit verknüpfen.

Geist, Schönheit, Reichthum, Ansehen, sind die Gaben vom Schicksal, worüber beyde Geschlechter den Himmel am meisten rühmen oder schelten. In allem diesem aber ist so wenig Ursach zum Verlangen, daß nach einer tieffen Einsicht, man sie dem Himmel abbitten würde. In diesem Blat werden wir den Geist allein betrachten, dessen Vorrechte am lebhaftesten und beständigsten in die Augen strahlen.

Geist ist entweder innerlich und heisset Scharfsinnigkeit, oder äußerlich, unter dem eigentlichen Namen des Geistes. Jener ist ein scharffes Gefühl der Stufen der Schönheit. Dieser ist eine Fähigkeit solches Gefühl auszudrücken.

Beider Vortheil ist leicht abzusehen. Ein scharfsinniger Verstand genießet tausend reine Wollüste, die gemeinen Geistern verborgen sind: Die wohl ausgearbeiteten Gedanken eines guten Dichters, die vernünftige

ge Bündigkeit eines gründlichen Weltweisen, die reizende Anmuth feuriger Einfälle, sind für ihn eine beständige Quelle verschiedenen Vergnügens. Wie entzückte nicht Scaligern jene Ode des * Horatius; Wie angenehm bewegt nicht einen guten Geschmack, die Abbildung der unschuldigen Liebe unsrer Altväter in Miltons verlohrnem Paradies? oder das lebhafteste Gemähd eines innig gerührten Herzens in Kanizens Doris? Kein irdisches Vergnügen kommt dem bey, das aus dem vertrauten Umgang vernünftiger Freunde fließet.

Geist, das angenehmste Vorrecht der Seelen, macht uns zu einer beweglichen Schau Bühne von Lustbarkeiten; Scherz und Aufgeräumtheit, folgt lebhaften Geistern nach, Verwunderung begleitet sie, und Begierde meldet sie an. Wie manchmal hat nicht das Glück eines Lebens von einem einigen feurigen Einfall seinen Anfang genommen? Geist hat in Bauren-Hütten Königen Freunde gefunden, und der Nachwelt mehr Nahmen übergeben, als Macht und Siege. Die berühmtesten Helden, sind was ihre Dichter sie gelten gemacht, und ohne Homer würde Achilles entweder nichts, oder wenig seyn. Die schmeichelnde Hoffnung so empfindlicher Vortheile, bewegt uns, dem Himmel für unsere Kinder Geist abzuslehen, und ihre Bosheit selbst für genehm zu halten, wann sie Geist zum Fürwort hat.

Ohngeachtet aller dieser Vortheile habe

* Quem tu semel Melpomene &c.

ich den Geist immer für ein gefährliches Geschenk des Himmels gehalten, das einem Brande gleich, in die Weite leuchtet, in der Nähe brennet.

Scharffsinnigkeit und ein zärtlicher Geschmack, würden ein Vorrecht zur Glückseligkeit seyn, wann Vollkommenheit den mehreren Theil menschlicher Sachen ausmache, und wann in der beständigen Vermischung des Guten mit dem Bösen, das Vergnügen vom Wohl, den Verdruß vom Ubel endlich noch überwöge. So aber sind der Menschen Thaten eher ein Vorwurff der Verachtung und des Hasses, als der Bewunderung. Gegen einen guten Dichter sind tausend matte Reimer, ein sinnreicher Freund verlieret sich in dem Gedrange abgeschmackter Zeit-Verderber. Denen selber, denen der Geist einen Zunahmen giebet, wird ein gründliches Urtheil tausend Schwächen finden, und die lebhaftesten Einfälle, verlieren an der Richtigkeit des Verstandes sehr oft, was sie durchs Feuer gewinnen. Setze man einen Kenner der Music, der sein zärtliches Gehör in unaufhörlichen Verstimmungen muß martern lassen, man wird einiger massen einen Begriff haben eines scharffen Geschmacks, in denen Umständen des menschlichen Lebens. Wie unglücklich wird nicht der Scharffsinnige von Einsicht durch die Treflichkeit seines Verstandes? Unter seiner Gesellschaft findet er niemand, der würdig seye sein Freund zu seyn, unter den Büchern, keines das seine Zeit verdiene, in seinem Leben, selten etwas, worüber er vergnügt seye.

Desto weniger ist dieses lebhafteste Gefühl zu wünschen, weil bey denen Menschen, das geringste Mißvermögen, grosse Lustbarkeiten verbittert. So verleckert sind wir, daß an einem künstlichen Gemählde, eine einige falsche Abmessung, in einem Bilde ein fehlfaster Zug, in einem Gedichte wenig matte Stellen, über alles darinn befindliche Gute hervorstrahlen. Eine Zeit ist gewesen, da Ronsard, Theophile, Menantes, Postel, Dichter waren, man funde bey ihnen lebhafteste Gedanken, glänzende Stellen. Alle diese Zierde ist verschwunden, und das Gute vom Schwachen also verschlungen worden, daß niemand mehr in der gleichen Dichtern Schönheiten sucht, wo ganze Völker dieselben gefunden. Was ist die größte Ursache, der manglenden Freundschaft? Die Bemerkung der Fehler in seinem Freunde. Vertraulichkeit überhebt uns der Bemühung unsere Blößen zu bedecken, und eröffnet dadurch der Verachtung die Thür. Je zärtlicher des einen Geschmak ist, je minder wird er in einem Freunde, in einem Ehegatten Vergnügen finden. Dann Scharfsinnigkeit ist ein Vergrößerungs-glas, unter welchem die Schönheit verschwindet, und die Fehler zunehmen.

Zu dem so schränkhet sich dieses gleiche scharffe Gefühl nicht in die Vorwürffe des Verstandes ein, es breitet sich in alle Empfindungen des Herzens aus. Aller menschlichen Betrübnuß ist niemand lebhafter unterworffen, als die, deren Geist andere überleuchtet. Cicero fund bey dem Absterben seiner wehrtesten Toch-

ter, in seiner Weltweisheit mehr Ursachen zum Schmerken als zum Trost. Horatius starb neun Tage nach seinem gutthätigen Freund dem Mecænas. Ovidius und Bussi-Rabutin kontē im ganzen übrigen Leben ihre Entfernung vom Hofe nicht vergessen. Nicht vergebens redet Besser den innigst-gereigten Kaniz also an.

Du bist von den belebten Seelen /
 Zu der Empfindlichkeit geneigt.
 Die an der Musen Brust gesäugt
 Sich mehr als grobe Sinnen quälen.
 Dieweil je zarter das Gemüht /
 Je mehr und weiter es auch steht.

Ein grosser Geist plagt sich zugleich mit dem gegenwärtigen, das auch andere empfinden, und mit dem zukünftigen, das nur er einsieht. Er sieht den ganzen Zusammenhang verdrüsslicher Möglichkeiten als Mitwesend ihrer Quelle an, und dähnet seinen schmerkenden Vorwurff in tausend Umstände aus. Der Tod einer geliebten Persohn, ein Angriff an der Ehre tödet keinen Bauren, aber wol einen Horatius, einen Creech. † Wer wolte also den Geist, ein wahres Vorrecht zu mehrerer Qual wünschen, da er die Freuden des Lebens geringer, die Verdüsse doppelt macht.

Geist, wie wir ihn nennen, erfordert einen nicht nur klaren, sondern auch deutlichen Begriff der Stafflen der Schönheit, vereinigt

† Creech war ein Englischer Dichter/der bey der Übersetzung des Lucretius Ruhm erworben/ und als die gleiche Arbeit am Horatius ihm nicht wohl ausgefallen/ vor der Verachtung seiner Mitbürger sich an Strang gereitet.

mit der Fertigkeit, dieselben anderen kenntlich zu machen. Sehr oft trennen sich diese zwey Gaben; daß man ein gesundes Urtheil ohne Geist, oder Geist ohne richtigen Verstand antrifft. Seht den Ehrlichen von Scheu: So bündig, so gesund er urtheilet, so wenig kan er seine Gedanken andern beybringen, unvergnügt über seine ersten Ausdrückungen, sucht er andere und ersetzt diese mit neuen, die zusammen drei Abrisse seiner Begriffe machen, davon keiner kenntlich ist. Wer wurde seine Schriften und seine Reden dem gleichen Sinn zuschreiben? Dieser Fehler entstehet meist aus einer Langsamkeit sich auszudrücken, begleitet mit einer grossen Eckelheit, in Prüfung seiner selbst. Geist, erfordert eine Geschwindigkeit in Ausfertigung der Worte, die eine Abschrift der Gedanken sind. Vielen Leuten mangelt dieselbe, und solche, wo sie zugleich ein scharffes Urtheil besitzen, finden ihre Begriffe nicht in ihren Worten, woraus ein Mißtrauen und Stäulen entsteht. Möchte nicht das Gefallen an sich selber, auch ein nöthiges Beding zum Geiste seyn? Wenigstens sind die gleichen Völker, wegen ihrer Ruhmredigkeit und wegen ihrem Geiste berühmt gewesen, ehemahls die Griechen, jetzt die Frankosen.

Singegen entspringt der Geist so wenig von einem bündigen Urtheil, daß er dasselbe in gleichem Manne auszuweichen sucht. Die Natur der Dinge ist schlecht und ungezieret / unsere Begriffe sind desto einfältiger je deutlicher sie sind / gereinigt von allem / was wir ihr leihen / wird die Welt zu Bewegung / Dichte / Linien. Solche Gemählde rühren und reizen nicht / weil sie der Einbildung widerstehen / die im zusammengesetzten sich gefällt / al-

so daß nicht die gleichen Kräfte zum Geist und zum Erkenntniß der Dinge erfordert werden: Deyßwegen auch die/ so in ernsthaften Wissenschaften andere übertreffen/ sehr oft am Geist unter andern gewesen/ Dichter hingegen in Mathematischen Künsten und dem Gebrauch der Vernunft weder Gefallen noch Ruhm gefunden. Leibnitz war ein grosser Weltweiser/ und ein mittelmässiger Dichter. Fontenelle ein guter Dichter und ein mittelmässiger Weltweiser.

Es ist mehr: Beredsamkeit und Dichtkunst ziehen vom richtigen Gebrauch der Vernunft ab / weil sie meist nicht die völlig wahre Begriffe sich vorstellen / sondern solche/ darinn etwas über die Natur erhöhet/ etwas daran verändertes/ etwas ähnliches aber ungleiches ist. Solche heimliche Lügen sind die Figuren / in denen doch der Unterscheid beyder Beredsamkeiten von der gemeinen Rede bestehet. Durch den Gebrauch gewohnt man sich etwas an der Wahrheit zu ändern/ und die Sachen nicht einzubilden wie sie sind/ sonder wie sie gefallen. Gewohnheit macht einen Jäger in die Weite/ einen Uhrenmacher in die Nähe besser zu sehen. Folglich führt der Geist von sich selbst von der Natur / und macht sich eine neue Welt/ darin die Wesen beschönete Abbilder wahrer Dinge sind. Also wie Mathematische Wissenschaften ein Mittel sind unsere Vernunft zu bessern / so ist der Geist mit denen Künsten wo er herrschet / ein Weg die Vernunft zur Wahrscheinlichkeit und Uneigentlichkeit zu verleiten. Darum ist in den feurigsten Dichtern die Vernunft so seltsam als die Poeten in des Plato vollkommenem Staate/ woraus er sie verbannet.

Vielleicht scheint dieses Nachtheil nicht empfindlich genug / denen die ihre Glückseligkeit nicht in den Kräften ihrer Seele suchen. Aber aus der unnatürlichen Vorstellung der Dinge / fließen tausend Fehler im gemeinen Leben. Zu hoch für so schlechte Umstände/ vertieft sich der Geist nicht gern / in die niedrigen Zufälle der bürgerlichen Welt / und irret / weil er recht zu gehen allzuleicht hält. Daher sind Dichter sehr oft abgesonderte Leute gewesen / die eben so viel Gelächter bey ihren lebenden Mitbürgern als Verwunderung bey der Nachwelt erwecket.

wecket. Aus gleicher Verachtung häuslicher Klugheit ist Armuth eine Gespielin der Dichtkunst geworden / dann das zeuliche Glück erfordert Aufmerksamkeith und Fleiß / nicht in wichtigen allein / sondern in denen geringsten Geschäften / weßwegen Reichthum und Ehre mehr durch gesetzte Gaben gemeiner Vernunft erlangt werden / als durch flüchtige Anfälle lebhafter Geister. Auch groffe Fürsten und Staats-Bediente / wird man eher unter mittelmässigen Gemüthern finden / als unter denen / deren Kräften andere ausstechen. August hat seine Gedichte selber ausgelöscht / Dionysius durch Kerker und Marter kein Lob für seine Traurspiele erpressen können / Meccenas weich und matt geschrieben, Richelieu der alles vermochte / seinen Comœdien keine Zuschauer gefunden.

Willeicht ersetzt denen geistreichen Köpfen die Ehre / was ihnen am Reichthum abgeht. Aber nein / die Verehrung seiner Mitbürger ist schwerer zu erlangen. Haben doch groffe Staats-Leute / tiefsinnige Weisen / ruhmwürdige Patrioten / den Beyfall ihrer Völker erst nach dem Tode erlangen können / was soll man von einigen Einfällen / oder wohlklingenden Reimen hoffen? Lebhaftige Geister erwecken meistens widerliche Bewegungen bey anderen. Der Menschen Hochmuth kan keinen anderen über sich leiden / und sieht keinen Vorzug ohne innerlichen Haß an. Zu dem / so zeigt sich der Geist meistens auf Kosten anderer / die ihre Verringerung mit einem dauerhaften Widerwillen rächen. Wenig Poëten haben lange an einem Hofleben können / weniger noch die Liebe ihrer Bürger erhalten. Schon Griechenland hat manches Gedichte vergötteret / dessen Verfasser es Hungers sterben lassen / oder gar hingerichtet. So verhaßt ist die Einsicht frembder Fehler / so schwer ist Hochachtung und Liebe zugleich zu verdienen.

Ich verimeyne diese Betrachtungen sollten starck genug seyn / zu überzeugen / daß Geist und Scharfsinnigkeit kein Weg zum Vergnügen / noch zur Vollkommenheit seyen / wenigstens können sie zeigen / wie unrichtig auch die überall angenommenen Preise der Dinge seyen / und wie viel nichts die Gaben haben / wodurch die Menschen am größten zu seyn sich bereben.

L'abbé de M.